

**Prof. Dr. Karl Pinggéra**

**Universitätsgottesdienst zum Buß- und Betttag**

**Mittwoch, 20.11.2024**

Eben haben wir ein Ritual gefeiert. Das heißt, wir haben eine Handlung durchgeführt, deren Ablauf von vorne herein feststeht. Nichts geschieht hier spontan oder überraschend. Wir wurden gefragt, ob wir gesündigt haben. Wir haben mit „Ja“ geantwortet. Wir wurden gefragt, ob wir um Vergebung unserer Sünden bitten. Wir haben mit „Ja“ geantwortet. In diesem Rahmen ist es nicht vorgesehen, dass einer auf die Frage, ob er gesündigt habe, laut und vernehmlich ein „Nein“ in den Kirchensaal ruft. Undenkbar wäre es auch, wenn der Geistliche nach dem gemeinsamen Schuldbekennnis erst einmal lange überlegen müsste, ob er den Anwesenden wirklich die Vergebung zusprechen dürfe. Und dann, nach einer Weile des stillen Überlegens, zu dem Entschluss käme, dass Herr Maier vielleicht schon, Frau Müller aber sicher nicht der Vergebung würdig sei.

Das Ritual, das immer gleich abläuft, bildet keine aktuellen Befindlichkeiten ab. Das Ritual übt Haltungen ein. Wir sagen Ja zu unserem Dasein als Sünder und wir hören die Zusage der Vergebung unabhängig davon, ob wir es in dieser Stunde genau so fühlen. Im Ritual lassen wir uns ein auf ein vorstrukturiertes Spiel, weil es einmal Ernst werden könnte. Wenn es gut geht, würden wir im Kult einüben, was uns zum Leben dient.

Um zu erahnen, was dem Leben dient, schauen wir auf Gott, den Jesus als seinen Vater und unseren Vater bezeichnet hat. Die Vater-Metaphorik bietet sich nicht nur, aber auch deswegen an, weil ich in den Universitätsgottesdiensten dieses Semesters an das Konzil von Nizäa erinnern möchte, das vor genau 1700 Jahren stattgefunden hat und dem wir jenes Glaubensbekenntnis verdanken, das die weltweite Christenheit bis auf den heutigen Tag vereint. Es beginnt mit dem Bekenntnis zu Gott dem Vater: „Wir glauben an den einen Gott, den Vater, den Allmächtigen, der alles geschaffen hat, Himmel und Erde, die sichtbare und die unsichtbare Welt.“ Beim Glaubensbekenntnis ist es wie beim Sündenbekenntnis: Wir lassen uns ein auf eine Sprache und auf Bilder, die uns vorgegeben sind. Unlängst habe ich bei Fulbert Steffensky den schönen Satz gelesen: „Wenn ich einen Psalm bete, wenn ich die Texte höre, die von der Rettung des Lebens sprechen, dann berge ich mich in eine Sprache, die mir die Toten vorgewärmt haben. Man zitiert, wenn man glaubt.“

Wir zitieren die alten Formeln von Sünde und Vergebung. Wir zitieren ein 1700jähriges Bekenntnis zum Schöpfer des Himmels und der Erde. Bergen können wir uns in diese Sprachformen, die uns die Toten vorgewärmt haben, weil sie nicht für sich selbst stehen, sondern Kurzformeln dessen sein wollen, was in der Heiligen Schrift erzählerisch entfaltet wird. Deswegen müssen wir dringend noch etwas zitieren: das große Gleichnis Jesu vom Vater und seinen beiden Söhnen. Wir kennen es gewöhnlich als das Gleichnis „vom verlorenen Sohn“. Es steht beim Evangelisten Lukas im 15. Kapitel. Wohl nirgendwo sonst hat es Jesus so anschaulich gemacht, wie das zugeht mit dem Menschen, der sich verrannt hat und vor den Trümmern seiner falschen Lebensentscheidungen steht – und wie das zugeht mit dem Gott, der ihm trotz allem und in allem mit offenen Armen entgegengeht. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn könnte zu jenem nicht allzu großen Bestand von

Bibeltexten gehören, die ein Prediger auch heute noch bei seinen Hörerinnen und Hörern als bekannt voraussetzen darf. Trotzdem, nur zur Sicherheit, damit wir sozusagen alle auf dem gleichen Stand sind, lassen Sie mich den Gang des Gleichnisses kurz referieren und einige Stellen zitieren. Damit es denjenigen unter Ihnen, die das Gleichnis schon in- und auswendig kennen, nicht zu langweilig wird, hätte ich einen kleinen Arbeitsauftrag beim Mithören: Wo befindet sich Ihrer Meinung nach in dem Gleichnis die Stelle, die wir mit dem Ritual von Sündenbekenntnis und Vergebungszusage eingeübt haben?

Nun zur Geschichte: Ein Mann hat zwei Söhne. Der eine verlangt sein Erbteil, zieht in die Welt hinaus, ist leichtsinnig, verjubelt alles und kommt unter die Räder. In der größten Not fasst er den Entschluss, reumütig zum Vater zurückzukehren. „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin hinfert nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heiße; mache mich einem deiner Tagelöhner gleich!“ Noch in einiger Entfernung vom väterlichen Hause sieht er erst unscharf und dann immer deutlicher eine Gestalt auf sich zulaufen. Ja, es ist der Vater, der ihm um den Hals fällt und ihn küsst. Der Sohn wehrt ab: „Ich bin hinfert nicht wert, dass ich dein Sohn heiße.“ Aber der Vater geht darauf mit keiner Silbe ein, sondern lässt den abgerissenen und zerlumpten Burschen, der sein Sohn ist, in ein festtägliches Gewand hüllen und ein opulentes Mahl zubereiten. „Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden.“ Dieser erste Erzählstrang des Gleichnisses endet mit der Notiz: „Und sie fingen an, fröhlich zu sein.“

Im Verlauf der Auslegungsgeschichte hat man viel Hirnschmalz aufgewendet, um in diese Erzählung eine systematische Ordnung zu bringen: Zuerst erkennt der Mensch seine sündige Lage, dann bekennt er sich dazu, will heißen: er beichtet, und schließlich erhält er die Absolution. Wir merken, dass die Erzählung sich nur mit Gewalt in das Prokrustesbett eines solchen theologischen Schematismus hineinzwängen lässt. Wir erinnern uns: Der Vater übergeht souverän das reuevolle Geständnis des Sohnes; er kommt ihm sogar entgegengelassen, was der Würde eines Familienoberhauptes in der antiken Welt sicher nicht entspricht. Wir sehen, wie die ganze Vatermetaphorik einerseits einer patriarchalen Gesellschaft entspringt, sie andererseits an entscheidender Stelle durchbricht. Auf unser Ritual angewandt: Das starre Nacheinander von Sündenbekenntnis und Sündenvergebung wird hier verflüssigt.

Nun folgt auf diese Szene ein zweiter Erzählstrang von fast gleicher Länge. Jetzt kommt der ältere Sohn in den Blick, der brav zu Hause geblieben ist, Haus und Hof instand gehalten und sich um den gebrechlich werdenden Papa gekümmert hat. Er kann seinen Ärger nicht unterdrücken, dass der Vater die Rückkehr des Jüngeren so rauschend feiert. Sogar ein gemästetes Kalb wurde geschlachtet. Aber für ihn, der nie eine Weisung des Vaters übertreten hatte, hat es all die Jahre nicht einmal für einen minderwertigen Bock gereicht, wenn er mit seinen Freunden feiern wollte. Der Vater sagt ihm: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.“ – Hier endet das Gleichnis. Eigentlich ist das gar kein richtiges Ende. Denn wir erfahren nicht mehr, wie der ältere Sohn nun reagierte. Hat er sich an die reich beladene Tafel dazugesellt und dem Junior fröhlich zugestimmt? Oder ist er mit ver-

schränkten Armen bockig weggegangen? Wir erfahren es nicht; absichtlich nicht. Das offene Ende deutet über die Geschichte hinaus – und zwar *auf uns*. Wie hätten wir reagiert? Wie würden wir reagieren?

Ich glaube, genau an dieser – offenen – Stelle wäre der eigentliche Ort unseres Rituals zu finden. Genau an dieser Stelle wären wir gefordert, Ja zu sagen. Ja zur grenzenlosen Güte und unendlichen Barmherzigkeit Gottes. Es hieße, Ja zu sagen, dass Gott zu uns schon Ja gesagt *hat*. Es hieße, dankbar anzunehmen, dass Gott uns schon gefunden hat, während wir uns noch verlieren in den Sackgassen der Lebensentscheidungen und der Unübersichtlichkeit der Lebensentwürfe. Es hieße, darauf zu vertrauen, dass Gott uns schon vergeben hat, während wir in hermetischer Selbstbezüglichkeit an uns und an anderen schuldig werden. Es hieße, unser kleines Ja zu sagen zum großen Ja Gottes.

Nur so macht das Ritual einen Sinn: Wir sprechen Ja zu unserer Schuld und wissen dabei immer schon, dass danach die Gnadenzusage kommt. Im Lichte dieser Gnadenzusage bekennen wir unsere Schuld. Noch schärfer: Erst im Licht der Gnade, erst vom (heilvollen) Ende her erkennen wir überhaupt, dass wir schuldig geworden sind. Sobald man das Gleichnis vom verlorenen Sohn zu Ende gelesen hat, weiß man von der Liebe Gottes. Wenn man nun diesen guten Ausgang der Geschichte kennt – und wenn man von diesem guten Ausgang der Geschichte ergriffen wird und seine Botschaft eingeübt und verinnerlicht hat, dann muss man sich selbst nicht mehr an den Ort der äußersten Verzweiflung und Selbsterniedrigung des jüngeren Sohnes begeben, um mit Gott versöhnt zu werden. Der Weg zurück, der Weg zu einem heilen und geheilten Leben wird dann leichter fallen und weniger Überwindung kosten.

Wenn uns die Schicksalsschläge des Lebens und unser eigener Dünkel dann einmal doch hineinmanövriert haben in eine so ausweglose Situation, wie sie der Schweine hütende Sohn des Gleichnisses erleiden musste, dann sollen wir – im Gegensatz zum verzweifelten Sohn – auch in der dunkelsten Stunde unseres Lebens darum wissen, darauf vertrauen und davon getröstet sein, dass Gott auf dem Weg zu uns ist, uns mit ausgestreckten Armen sucht und uns dabei schon gefunden hat und immer an unserer Seite ist. „Uns“ gefunden hat – das heißt: mich, aber auch die anderen! Das Ja ist ein Ja zur Güte Gottes, die nicht nur mir allein gilt. Genau das wäre das Ja gewesen, das vom älteren Sohn gefordert war.

Diese Gesamtperspektive nehmen wir ein, wenn wir das Glaubensbekenntnis sprechen. Gott ist der Schöpfer aller Welt. Er ist der Vater aller Menschen. Letztlich ist die ganze Heilsgeschichte in diesem Satz eingeschlossen: Weil Gott den Menschen geschaffen hat, *will* er den Menschen. Er will, dass dieser Mensch lebt, liebt und fröhlich ist. In absoluter Steigerung heißt das: Gott will, dass der Mensch lebt – und nicht stirbt. Beim Propheten Ezechiel lesen wir: Gott „will nicht den Tod des Sünders“ (Ez 33,11). Im Buch der Weisheit heißt es: „Gott hat den Tod nicht gemacht und hat kein Gefallen am Untergang der Lebenden.“ (Weish 1,13). Weil Gott den Menschen will, erreicht ihn seine Güte auch in all den Zwiespältigkeiten, Widersprüchlichkeiten und Unebenheiten, von denen eines Menschen Leben nun einmal schraffiert wird. Seine Güte gilt den *beiden* Söhnen, die beide Licht und Schatten tragen: der eine ein verantwortungsloser Geselle, der auf Kosten anderer lebt, sich dann aber im entscheidenden Augenblick doch ehrlich macht; der andere, der treu und verlässlich bleibt, dann aber auch kleinlich und neidisch sein kann. Keiner der beiden

ist nur ein guter oder nur ein schlechter Kerl. Aber über beide wölbt sich die zuvorkommende Güte des Vaters. Zu diesem Gott Ja zu sagen, hieße wohl auch, den eigenen Hang zur Schwarz-Weiß-Malerei zu hinterfragen. Zu diesem Gott Ja zu sagen, könnte auch dazu führen, die eigene Lust am Schubladendenken und an der moralischen Verurteilung zu überdenken. Das ließe eine Gesellschaft aufatmen, die wie selten gespalten ist und in feindliche Lager zerfällt. „Freiheit wäre, nicht zwischen schwarz und weiß zu wählen, sondern aus solcher vorgeschriebenen Wahl herauszutreten.“ Dieser letzte Satz stammt nicht von mir. So geschliffen vermag ich nicht zu formulieren. Es war ein Zitat aus Adornos *Minima moralia*: „Freiheit wäre, nicht zwischen schwarz und weiß zu wählen, sondern aus solcher vorgeschriebenen Wahl herauszutreten.“ – Man zitiert, wenn man glaubt...

Amen.